

LESEPROBE „DER QUADER“

Charlotte Richter-Peill

Der Quader

Es begann drei Wochen vor meinem sechzehnten Geburtstag. Meine Eltern, die es beruflich so hatten einrichten können, waren mit mir an die holländische Küste gereist, wo wir in einem angemieteten Haus die nächsten Monate verbringen wollten.

Der Bungalow lag etwas abseits des Dorfes, sehr ruhig, inmitten eines so von Unkraut überwachsenen Gartens, dass man die angepflanzten Blumen nicht mehr davon unterscheiden konnte. Hinter dem Garten begannen die Dünen, wo Eichengehölze, Kiefern und Dickichte aus wilden Heckenrosen durcheinander wucherten, verkrüppelt und krumm, weil der Wind ihnen keine Ruhe gönnte.

Wenige Tage nach unserer Ankunft brach ich zum ersten Mal auf, um die Dünen zu erkunden. Ich plante allein zu gehen und merkte, dass dies meinem Vater nicht behagte. Doch meine Mutter legte ihm sacht eine Hand auf den Arm; lass sie gehen, sagte die Hand. Man ließ mich jetzt oft - seit *Die kleine Auszeit* begonnen hatte. *Die kleine Auszeit*, das bedeutete so viel wie: Mich zwei Monate vor dem offiziellen Beginn der Sommerferien aus der Schule nehmen. Eine kleine Auszeit von – was? Im Grunde wusste ich es nicht. Es gab keine Krankheit, keine Probleme mit Drogen oder Alkohol, Magersucht oder Missbrauch, bei mir lag nichts vor, abgesehen davon, dass mich die Gesellschaft anderer Menschen ängstigte und ich meine Klassenkameraden mied. Nur allein mit mir selbst fühlte ich mich wohl. Wenn aber meine Eltern und Lehrer dies als ausreichend erachteten, um mir eine *kleine Auszeit* zu verordnen – nun, alles schien besser, als die Tage weiterhin unter Menschen meines Alters zu verbringen, die trotz ihrer bunten Kleider grau aussahen.

Während Mutters Hand noch auf dem Arm meines Vaters ruhte, brach ich in die Dünen auf. Angst empfand ich keine. Lange Touren mit dem Rad, Muscheln sammeln am Strand, das Auflesen von

Kastanien im Herbst – diese Dinge hatte ich immer allein getan, und einsame Streifzüge waren mir vertraut.

Die Luft schmeckte nach Salz. Ich folgte dem Schotterweg, der sich an buckeligen Eichenhecken und Büscheln von Strandhafer vorbeischlängelte. Dann verließ ich den Pfad und lief abwechselnd über Sand und hartes Gras, bis mir ein Kiefernwäldchen die Sicht versperrte. Ich schlängelte mich zwischen den schorfigen Bäumen hindurch, erreichte die andere Seite des Wäldchens – und verharrte.

Keine drei Schritte vor mir ragte ein Zaun auf, doppelt so hoch wie ich, die Drahtbahnen dicht gezogen, der Draht selbst mit fingerlangen Stacheln bewehrt. Am Tor des Zauns leuchtete ein gelbes Schild.

Verboden toegang.

Ich würde gern das Gefühl beschreiben, das ich empfand, als ich Zaun, Tor und Schild zum ersten Mal erblickte. Aber es gelingt mir nicht. Vielleicht, weil sie in diesem Moment von einem Ort emportauchten, der mit Worten nicht zu erreichen ist.

Das Gelände auf der anderen Seite des Zauns war eine sanft gewellte Fläche von Dünengras, durchschnitten von einem mit Muscheln bestreuten Pfad. Er führte zu einem Rosendickicht, das sich ein wenig verschwommen gegen den Himmel abzeichnete.

Das war alles.

Anfangs merkte ich gar nicht, dass ich mich wieder in Bewegung gesetzt hatte und, allmählich schneller werdend, an dem Zaun entlangging. Das Dünengras raschelte. Mein Haar flatterte. Ich lief, meine Brille rutschte mir ein Stück die Nase herunter, ich schob sie wieder hinauf und begann zu rennen, suchte die Stelle, an der man sehen konnte, was für ein Gebäude hinter dem Zaun lag, ein Haus, eine Fabrik, irgend etwas.

Dann stand ich wieder vor dem Tor. Lange betrachtete ich die von Rost orangerot gefleckte Klinke. Das Orangerot sah alt und doch frisch und klar aus. Mein Blick wanderte zu dem Schild, dessen Worte sich mir geradezu schmerzhaft in die Augen bohrten. Warum empfand ich plötzlich dieses Unbehagen? Warum machte ich trotzdem einen

Schritt auf das Tor zu, bemühte mich aber zugleich, das Schild nicht anzusehen?

Verboden toegang.

Behutsam drückte ich die Klinke herunter. Das Tor war verschlossen. Und nichts anderes hatte ich erwartet.

„Da gibt es einen Zaun in den Dünen“, sagte ich beim Abendessen.

„Ob dort jemand wohnt?“

Mein Vater schnipelte an seinem Pfannkuchen herum. „Kaum. In den Dünen darf nicht gebaut werden.“

„Aber warum steht dann dieser Zaun da?“

„Mag sein, dass jemandem ein Teil des Geländes gehört. Vielleicht diesem - wie hat Frau de Buur ihn genannt? - Mijnheer Spook.“

Ich nahm mir einen frischen Pfannkuchen. „Spook?“

„Das ist Holländisch und heißt Spuk.“ Mein Vater lachte.

„Vermutlich hat Frau de Buur den Namen erfunden.“

Das konnte ich mir gut vorstellen. Unsere Nachbarin, so viel hatte ich den Gesprächen meiner Eltern bereits entnommen, war so etwas wie die Dorf-Irre. Nachts hängte sie Schokoladentafeln und leere Yogurtbecher in die Hecken, und wenn es wirklich schlimm wurde mit ihr, schlurte sie in Pantoffeln und Morgenrock durch die Straßen und verfluchte jeden, der ihr begegnete.

Meine Mutter schob mir die Sirupflasche zu. „Ob er nun Mijnheer Spook heißt oder nicht – er soll unglaublich reich sein. Erinnerst du dich?“, wandte sie sich an meinen Vater. „*Dem gehört mehr, als Sie sich vorstellen können.* So ungefähr hat Frau de Buur sich ausgedrückt.“

„Und wer ist dieser Mijnheer Spook?“, fragte ich.

Meine Mutter leckte einen Klacks Sirup von ihren Fingern. „Frau de Buur sagt, er käme hin und wieder im Dorf vorbei und sehe nach dem Rechten. Was immer das heißen mag.“

„Falls dieser Typ überhaupt existiert“, murmelte mein Vater.

(...)